



MIVA

Brief

69. Ausgabe

Mobilität ist teilbar.

2021



Zentralafrikanische Republik



Geschätzte Wegbegleiterinnen und Wegbegleiter der MIVA!

Eigentümer, Herausgeber,

Verleger
MIVA Austria
4651 Stadl-Paura

Miva-Gasse 3
T +43 7245 28945

E office@miva.at
W www.miva.at

Für den Inhalt verantwortlich

Mag. (FH)
Christine Parzer

Fotos

MIVA-Archiv,
Buchegger,
Einsiedler,
Wikipedia

Grafik Design

vorauerfriends
communications gmbh
4609 Thalheim

Druck

LDD Communication
GmbH, Oberweis

Bei Zuschriften wird
das Einverständnis
zur Veröffentlichung
vorausgesetzt.

Offenlegung laut Mediengesetz

Der MIVA-Brief
erscheint seit 1949
jährlich für Förderer
und Freunde der MIVA.

Unternehmens- gegenstand

Hilfswerk der
Katholischen Kirche
Österreichs zur
Beschaffung von
Missionsfahrzeugen

In schwierigen Zeiten wie diesen ist ein globales Miteinander besonders wichtig. Die Corona-Pandemie hat uns dramatisch vor Augen geführt, wie sehr wir aufeinander angewiesen sind, egal in welchem Teil der Welt wir leben.

In Papst Franziskus hat die Menschheit einen wachen Mahner und Wegbegleiter durch die vielfältigen Krisen unserer Gegenwart. In seiner Enzyklika „Fratelli tutti“ macht er sich Gedanken über die Zeit nach der Pandemie: „Ist die Gesundheitskrise einmal überstanden, gäbe es nichts Schlimmeres, als erneut einer fieberhaften Konsumsucht und neuen Formen der egoistischen Selbsterhaltung zu verfallen. Gebe Gott, dass es irgendwann nicht mehr ‚die anderen‘, sondern nur ein ‚Wir‘ geben wird.“ (Fratelli tutti, Nr. 35). Bei jeder sich bietenden Gelegenheit ermuntert der Papst dazu, den eigenen Egoismus zu überwinden und dieses „Wir“ anzustreben.

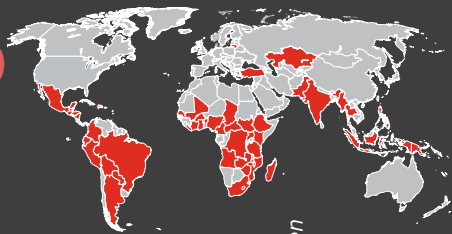
Wie schwierig es sein kann, Gruppenegoismen zu überwinden und zu einem dauerhaften „Wir“ zu finden, davon erzählt Helmut Buchegger, ehemaliger Missionar in der Republik Zentralafrika, in diesem MIVA-Brief. Wenn das „Wir“ nur die eigene Gruppe umfasst, die eigenen Interessen und Ziele, dann ist es schwer, zu einem dauerhaften Frieden zu finden. Dabei hätte das Land, eines der ärmsten der Welt, nichts nötiger als das.

Ich danke Ihnen für alle Unterstützung der MIVA im vergangenen Jahr und bitte auch weiterhin um Ihre Mithilfe. Möge es uns gemeinsam gelingen, Weitherzigkeit vorzuleben und innerhalb der großen Weltgemeinschaft zum Zusammenhalt beizutragen.

Mit herzlichen Grüßen,

Adi Trawöger
Präsident der MIVA

MIVA Bilanz 2020



Projekte:

298

Länder:

53

Fahrzeug- einheiten:

824

Gesamtleistung:

4,9 Millionen

388 Fahrräder

237 Autos

8 Busse

5 LKWs

53 Motorräder

28 Rollstühle

100 Maultiere

1 Boot

2 Außenbordmotoren

1 landw. Gerät

1 Traktor



Inhalt

Den detaillierten Jahresbericht
finden Sie auf www.miva.at

02

Editorial

Vorwort MIVA-Präsident Dr. Adi Trawöger

04

Gewalt im Herzen Afrikas

MIVA-Kuratoriumsmitglied Helmut Buchegger im Gespräch

11

Reiches armes Land

Die Zentralafrikanische Republik im Fokus

14

2020/21: Etwas andere Jahre

Rückblick auf die Arbeit des MIVA-Teams

17

Herausforderung Mobilität

Bildreportage einer Dienstreise in die
Demokratische Republik Kongo

20

Veränderungen im MIVA-Führungsteam

Neuaufstellung des MIVA-Kuratoriums und
des MIVA-Vorstandes

21

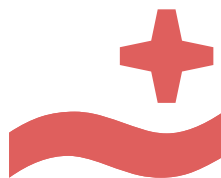
MIVA-Herzenswunsch

22

Welten im Dialog - Das ChristophorusHaus

23

Schlussstrich



Wir ersuchen
die MIVA-Förderer um Überweisung
des Jahresbeitrages von 12 Euro.

02 03

Gewalt im Herzen Afrikas.

**MIVA-Kuratoriumsmitglied Helmut Buchegger
im Gespräch**



Helmut Buchegger ist 82 Jahre alt, aber das sieht man ihm nicht an. Zwei Mal, für insgesamt fast 24 Jahre, war er in der Zentralafrikanischen Republik als Missionar im Einsatz: von 1973 bis 1982 und von 1997 bis 2011. Ein Seelsorger, aber auch ein Abenteurer: Vor Sahara-Durchquerungen im Lastwagen schreckte er ebenso wenig zurück wie vor selbst gesteuerten Flügen im riesigen Missionsgebiet. Die MIVA war für ihn von Anfang an eine wichtige Partnerin.



Vor zehn Jahren kehrte er nach Österreich zurück. Er wollte nicht bis ins hohe Alter in Afrika bleiben, sondern auch seiner Heimatdiözese noch einmal dienen. Buchegger lebt in Krems und stellt sich dort als Aushilfspriester zur Verfügung. Nach wie vor ist er ein gesuchter Gesprächspartner und Seelsorger.

Nein, sagt er, Heimweh nach Zentralafrika kennt er keines. Dennoch träumt er davon, noch einmal aufzubrechen und zurückzukehren in das Land im Herzen des Kontinents, das ihm so ans Herz gewachsen ist. Mit einem Auto ist es nicht mehr möglich, weil heute für eine Saharareise kein Visum mehr zu erhalten ist. Aufgrund der großen Zahl an marodierenden Banden sei die Sicherheit von Touristen und Besuchern nicht zu gewährleisten, heißt es. Auch von einer Flugreise nach Zentralafrika raten ihm seine Gewährsleute ab. Ein Besuch in der Hauptstadt Bangui, sagen sie, wäre kein großes Problem. Aber eine Reise über Land, zu den Pfarren und Missionsstationen in Alindao und Mobaïe, wo er als Missionar gearbeitet hat, ist gegenwärtig zu gefährlich.

Kein Krieg der Bürger

Zum Gespräch über das Land, dem er so viel Zeit und Energie geschenkt hat, erscheint Helmut Buchegger mit einem dicken Päckchen Papier. Was er an Nachrichten über Zentralafrika finden kann, sammelt er, um sich ein Bild zu machen. Er ist hervorragend informiert, weiß nicht nur über die großen Linien Bescheid, sondern auch über viele Details. In den hiesigen Medien liegt Zentralafrika deutlich abseits; nur sehr schwerwiegende Ereignisse

schaffen es in den einen oder anderen Bericht. In der französischsprachigen Welt ist das anders. Bei den ehemaligen Kolonialherren verfolgt man das Geschehen genauer. Auch für den Missionar steht „sein“ Zentralafrika ganz oben auf der Interessen-Skala. Er sei im Land sehr gut integriert gewesen, erzählt Buchegger. Mit den Leuten habe er nie Probleme gehabt. Mit der Administration oder der Polizei schon eher. Es war vor allem seine Tätigkeit als Pilot, die bisweilen Argwohn erregte. „Man steht mit einem Fuß im Kriminal, wenn man jemanden transportiert, den man nicht transportieren sollte“, sagt er lachend.

2012 - ein Jahr, nachdem Helmut Buchegger das Land verlassen hatte - begann das große Drama. Vom Norden her drangen im Dezember sogenannte „Séléka“-Rebellen Richtung Bangui vor. Hierzulande wurde der Konflikt, der damit seinen Ausgang nahm, als Bürgerkrieg aufgrund religiöser Identitäten, also zwischen Muslimen und Christen, beschrieben. Helmut Buchegger hält davon nichts. Erstens habe es sich bei dem Konflikt um einen „vom Ausland inszenierten Aufstand“ gehandelt. Das „Volk“ habe sich nicht erhoben. Zweitens sei es in dem Streit, dessen Folgen bis heute nicht beseitigt sind, nicht in erster Linie um einen religiösen Konflikt gegangen, sondern um Erdöl.

Es gibt nur einen Gott

Er selbst habe in Zentralafrika nie einen Konflikt unter Religionen erlebt,

erzählt Buchegger. Zwar habe es immer wieder Spannungen zwischen einzelnen Volksgruppen gegeben, aber die unterschiedlichen Glaubensbekenntnisse seien dafür nicht die Ursache gewesen. „Zentralafrikaner sagen ganz schlicht: Es gibt nur einen Gott. Muslime und Christen, sie haben alle denselben.“ Buchegger korrigiert bei dieser Gelegenheit auch die Zahlen, die häufig zu lesen sind. Es könne keine Rede davon sein, dass 80 Prozent der Bevölkerung Christen seien. Intensive Recherchen eines französischen Professors haben ergeben, dass etwa 30 Prozent Katholiken sind, zehn Prozent gehören Freikirchen an, etwa sechs bis 10 Prozent seien Muslime, der Rest sind Animisten, also Angehörige indigener Religionen. Gerne denkt Helmut Buchegger zurück an seine Zeit in Alindao und Mobaye. Zum Ramadan schenkten die Christen den Muslimen ein Lamm. Die wieder revanchierten sich zu Weihnachten mit Geschenken. Gar nicht selten waren Animisten und selbst Muslime auch bei Gottesdiensten dabei. Als im Zuge der Kampfhandlungen aus Bangui erste Zerstörungen gemeldet wurden, gab der Bischof die Devise aus: „Wir lassen uns nicht auseinanderrdividieren.“

Das Öl und die Macht

Wenn es also nicht die Religion war, die zu Krieg und Gewalt geführt hat: was dann? Zu diesem Thema holt Helmut Buchegger gern etwas weiter aus. Eine zentrale Ursache sieht er im Kampf um Öl. Vor allem im Nordosten





um den Ort Boromata nahe bei Birao, gibt es große Erdölvorkommen, die bis dahin noch nicht erschlossen worden waren. Präsident François Bozizé, der sich 2003 an die Macht geputscht hatte, vergab 2012 die Förderrechte überraschender Weise nicht an eine französische, sondern an eine chinesische Firma - als Dank dafür, dass China dem Land Geld zum Bau von Spitälern und Schulen gegeben hatte. Das widersprach aber nicht nur den Interessen Frankreichs, sondern auch des Tschad, dessen Präsident Idriss Déby mit den Franzosen bereits eine Pipeline von Doba nach Kribi in Kamerun gebaut hatte.

Der französische „Total“-Konzern habe Anfang der Nullerjahre die bis dahin staatlich organisierte Kraftstoffversorgung übernommen, erzählt Helmut Buchegger. Für ihn, den Piloten, wurde das spürbar, weil sich die private Firma weigerte, die wichtigeren Flugplätze in der Provinz, Berberati, Bria und Bangassou, weiterhin mit Flugbenzin zu beliefern. Jeder Pilot und natürlich auch das Missionsflugzeug mussten von nun an für den Rückflug Benzin selbst mitnehmen. Durch das zusätzliche Gewicht war weniger Platz für Personen oder Güter vorhanden. Das Öl war also ein zentraler Grund, gegen Präsident Bozizé vorzugehen, vermutet Buchegger. Bewaffnete Truppen waren schnell gefunden. Mehrere Rebellengruppen schlossen sich zu einer Allianz (auf Sango: „Séléka“) zusammen. Junge Kämpfer, die im Bürgerkrieg von Darfur Erfahrung gesammelt hatten, stellten die Mehrheit.

Dazu kamen desertierte Soldaten der zentralafrikanischen Armee oder Kämpfer aus dem Tschad, die nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten und ihr Leben mit Überfällen auf Transporte zwischen Kamerun und Zentralafrika finanzierten. Sie alle schlossen sich dem Zug von Norden in Richtung Hauptstadt, nach Bangui, an. Das alles sollte wie ein Volksaufstand aussehen.

Der Marsch auf Bangui

Plündernd und brandschatzend war die „Séléka“ unterwegs. Staatliche Einrichtungen, weiß Helmut Buchegger zu berichten, seien zerstört worden, ebenso die Zettelkästen, in denen wichtige Verwaltungsdaten gesammelt waren. „Teilweise haben sie auch Kirchen demoliert“, sagt der ehemalige Missionar, „aber die Moscheen haben sie belassen.“ Auch kleine religiöse Gemeinschaften, Freikirchen zum Beispiel, seien zum Handkuss gekommen. „Sie haben sämtliche Autos gestohlen: Hunderte.“

Präsident Bozizé bat Frankreich um Unterstützung, stieß aber auf taube Ohren. Zunächst entsandte die Afrikanische Union (AU) Soldaten nach Zentralafrika: Gabun, Kamerun und Kongo-Brazzaville. Auch der südafrikanische Präsident Jacob Zuma beorderte Soldaten nach Zentralafrika. Die Séléka-Truppen verzichteten daraufhin vorerst auf einen Einmarsch in Bangui. Verhandlungen in Libreville, der Hauptstadt Gabuns, sollten einen Ausweg bringen. Man einigte sich auf einen Waffenstillstand. Präsident Bozizé sollte im Amt bleiben, die Regierung um-

bilden und Gefangene freilassen, aber dahinter stand kein ernster Wille zum Frieden. Als Bozizé zögerte, wie vereinbart Gefangene freizulassen, setzten die Rebellen ihren Vormarsch fort.

Am Palmsonntag 2013 marschierten die Kämpfer mit ihren Kalaschnikows in Bangui ein. Vor allem südafrikanische Truppen leisteten hinhaltenden Widerstand. Präsident Bozizé flüchtete nach Kamerun. An seiner Stelle beanspruchte Michel Djotodia, ein Mann, laut Helmut Buchegger ein „Möchtegern-Politiker“, das Präsidentenamt für sich. Djotodia war früher mit seinen politischen Ambitionen in Zentralafrika nicht zum Zug gekommen und nach Nyala im Darfur ausgewichen. Dort war er zum Islam konvertiert. Nach dem Einzug in Bangui rief er sich selbst zum neuen Präsidenten aus, war aber nicht imstande die Séléka-Truppen am weiteren Plündern zu hindern. Der Hexenmeister-Lehrling wurde seine Geister nicht mehr los. Sie blieben und begannen mit Waffengewalt, in die Häuser der Hauptstadt einzudringen - unter dem Vorwand, nach Flüchtlingen, Rebellen, Waffen und ehemaligen Soldaten zu suchen. „In Wirklichkeit“, sagt Helmut Buchegger, „haben sie alles mitgenommen, was sie gefunden haben: Fernseher, Laptops - alles, was sie brauchen konnten.“



Der Lockruf der Diamanten

Der Konflikt trat in ein neues Stadium,

als die Séléka-Truppen in den bislang von den Auseinandersetzungen unberührten Westen zogen, um sich den reichen Diamantenvorkommen und sonstigen Bodenschätzen zuzuwenden. Erst Monate nach dem Fall Banguis, nahm der bewaffnete Widerstand gegen die neuen Herrscher Gestalt an. „Anti-Balaka“ nannte sich die Truppe, die aus bewaffnetem Widerstand gegen Straßenräuber hervorging. Schon früher hatten sich Jugendliche in den Dörfern dagegen gewehrt, dass Lastwagen überfallen wurden. „Sie waren zwar nicht sehr wirksam“, sagt Buchegger, „aber ab und zu konnten sie etwas verhindern.“ Schließlich schlossen sich ihnen desertierte Soldaten aus dem Regime von Bozizés an, und gemeinsam nahmen sie den Kampf gegen die ehemaligen Séléka-Rebellen auf. Sie handelten aber ebenso grausam, wie die Rebellen selbst. In Bos-sangoa wurden an die 60 Muslime Opfer eines Überfalls. Die Rebellen ließen daraufhin viele Dörfer niederbrennen. Der Kreislauf der Gewalt war nicht mehr zu stoppen.

Wieder wurde die Afrikanische Union aktiv. Da die entsandten Soldaten das Land nicht befrieden konnten, kam es im Jänner 2014 in N'Djamena, der Hauptstadt des Tschad, zu einem Gipfeltreffen. Der nie anerkannte Präsident Djotodia musste sein Amt räumen, und Catherine Samba-Panza, eine ehemalige Geschäftsfrau und Anwältin, wurde zur Interimspräsidentin ernannt. „Sie hat einigermaßen gut gewirkt“, sagt Helmut Buchegger, „aber auch sie brachte dem Land keinen Frieden.“





Ein Gast aus Rom

Mit großer Hochachtung spricht der Zentralafrikaerfahrene von Papst Franziskus, der 2015 im Zuge einer Afrika-reise auch in die Republik Zentralafrika gekommen ist: „Dieser Papstbesuch ist ein kleines Wunder gewesen.“ Diplomaten, wie auch die französische Vertretung im Land, und andere Kenner der Situation hatten dem Papst von dieser Reise abgeraten. „Es gibt keinen gewählten Präsidenten im Land, keine offizielle Regierung – was machst du dort?“ Einige empfahlen ihm, bestenfalls auf dem Flughafen eine Ansprache zu halten und dann weiterzufiegen, weil hier französische Soldaten die Sicherheit garantieren können. Aber Bischöfe und Gläubige des Landes waren einhellig der Meinung: „Wenn er nicht mit uns isst und nicht bei uns schläft, braucht er gar nicht zu kommen.“ Der Papst selbst, weiß Buchegger, habe schmunzelnd gesagt: „Wenn sie mich nicht hinunterlassen, springe ich mit dem Fallschirm ab.“ Als Franziskus dann tatsächlich in das zerrüttete Land kam, sorgten Pfadfinder für seine Sicherheit. Sie bildeten einen menschlichen Kordon vom Flughafen bis zum Stadion und hielten Wache vor der Nuntiatur, wo der Papst übernachtete. Ausgerechnet in Bangui eröffnete der Papst das „Jahr der Barmherzigkeit“ – ein visionärer Schritt im von Gewalt gebeutelten Land. In Bangui lebten Muslime auf engstem Raum, in großer Angst vor Kämpfern der Anti-Balaka. Der Papst ging hin. Ein Foto zeigt ihn, wie er mit Muslimen auf einer Bank sitzt. „Er hat nur gesagt: Mit dem Frieden gewinnen wir alles, mit dem Krieg verlieren wir alles.“

Die Bedeutung der Religionen

Von Österreich aus bemühte sich das „König-Abdullah-Zentrum für interreligiösen und interkulturellen Dialog“ um eine Verbesserung der Lage in Zentralafrika. Christliche und muslimische Vertreter wurden auch nach Wien eingeladen. Buchegger hält solche Initiativen für äußerst positiv. Obwohl der Konflikt keine religiösen Ursachen hat, könnten die Unruhen doch auf lange Sicht das Verhältnis zwischen Christen und Muslimen verschlechtern. Das Einvernehmen zwischen den Religionen wird aber auch in Zukunft sehr wichtig sein. Oft schon wurde dieses Einvernehmen unter Beweis gestellt. Bischof Juan José Aguirre von Bangassou ließ kurzerhand Muslime, die von Anti-Balaka bedroht wurden, mit Lastwagen evakuieren. Er quartierte sie nahe der Kirche, im kleinen Seminar, ein. Dass man ihn dafür mit dem Tod bedrohte, nahm er gelassen hin.

Der Imam von Bangui, Omar Kobine Layama, weigerte sich, dem Ruf radikaler Muslime zu folgen und den Dschihad so auszulegen, dass ein Muslim jeden Andersgläubigen ohne Konsequenzen töten dürfe. Stattdessen propagierte er den „Großen Dschihad“, also den Kampf gegen die eigenen schlechten Neigungen. Der Dschihad sei kein Kampf gegen Andere, sondern gegen sich selbst. Daraufhin erhielt auch er Morddrohungen. Er trug sich mit dem Gedanken, zu fliehen. Aber der Erzbischof nahm ihn mit seiner Familie kurzerhand in sein Haus auf, wo er Monate lang lebte.

Ein trauriger Höhepunkt

Während der Friedensverhandlungen, am 15. November 2018, griffen ehemalige Séléka-Kämpfer in Alindao ein Flüchtlingslager an. Helmut Buchegger war in der betroffenen Kirche neun Jahre lang Pfarrer. „Ich kenne jeden Winkel“, sagt er. Für ihn ist das Massaker ein trauriger Höhepunkt einer traurigen Entwicklung. Im Bereich um die Kirche hatte sich ein Lager von etwa 25.000 Binnenflüchtlingsen gebildet. In den Dörfern hatten sie sich bedroht gefühlt; nah ihrem Bischof hofften sie auf Sicherheit. Um acht Uhr früh eröffneten die Angreifer das Feuer; sie schossen mit Granatwerfern und brannten die Unterkünfte nieder. Buchegger, dem Bischof Cyr-Nestor Yapaupa aus erster Hand berichtet hat, weiß von 82 Toten, darunter zwei Priester. Unter den Opfern waren viele Behinderte und alte Menschen, die dem Feuer nicht entfliehen konnten. Seit 2014 waren auch an die 12.000 UNO-Soldaten im Land, die aber bei solchen Ereignissen nicht immer eingreifen. In Alindao waren zum Zeitpunkt des Angriffs 50 aus Mauretanien vor Ort. Sie zogen sich zurück, gaben nicht einmal Warnschüsse ab und leisteten keine Hilfe. Die abscheuliche Tat gilt als Rache für einen Vorfall, bei dem zwei muslimische Männer auf einem Motorrad getötet worden waren. Die Täter wurden unter Bewohnern des Flüchtlingslagers vermutet; den Angreifern schien das Grund genug für einen Massenmord an unschuldigen Menschen.

Kirche und Staat

Alindao ist nicht der einzige Ort, an dem es zu Gewaltausbrüchen dieser

Art gekommen ist - allerdings mit weniger Toten, sodass die Weltöffentlichkeit davon kaum Notiz nahm. Der Erzbischof von Bangui, Kardinal Dieudonné Nzapalainga - Helmut Buchegger kennt ihn gut -, verkündete daraufhin, dass man in diesem Jahr darauf verzichten werde, zum Staatsfeiertag am 1. Dezember wie üblich ein Fest auszurichten. Eher werde man Trauergottesdienste abhalten, im Gedanken an die schwierige Situation der Christen im Land. Das führte nach Einschätzung Bucheggers zu einer Trübung des Verhältnisses von Kirche und Staat. Präsident Touadéra hielt an den Feierlichkeiten fest, musste aber feststellen, dass auch bei Muslimen und Freikirchen die Beteiligung in diesem Jahr sehr gering war. „Viele waren solidarisch mit der katholischen Kirche“, vermutet Buchegger.

Ein Spielball der Interessen

Je länger sich der Konflikt hinzieht, je länger auch Friedensabkommen keine verlässlichen Ergebnisse bringen, desto labiler wird die Situation. Längst ist Zentralafrika zum Aufmarschgebiet islamistischer Extremisten geworden. Russland ist mit seiner bis an die Zähne bewaffneten Söldnerarmee, der „Gruppe Wagner“ präsent. Frankreich, UNO und afrikanische Nachbarstaaten haben Truppen im Land und beobachten die Entwicklung mit Argusaugen. China hält sich militärisch zurück, ist aber weiterhin auf seine wirtschaftlichen Vorteile bedacht.





Mobilität im Herzen

Als „Brückenbauer“ zwischen den Lebenswelten liegt Buchegger auch die Mobilität in den ärmsten Ländern unserer Welt besonders am Herzen. „Ich habe hautnah erfahren, wie wichtig Mobilität in armen Ländern ist. Wird der Kontakt mit den Gemeinden – die oft weit voneinander entfernt sind – aufrechterhalten, dann dient dies der Seelsorge, der Gesundheit und der konkreten Hilfe. Bei uns haben wir einen Überfluss an Straßenverkehr, denn Mobilität ist in Europa absolut normal und selbst für kürzere Strecken nehmen wir ein Fahrzeug. Geben wir als Dank und aus Solidarität einen Beitrag und helfen wir so den Ärmsten in anderen Ländern“, so sein Appell. In seinem gesamten Missionsdienst konnte Helmut Buchegger in Summe fünf Überstellungsfahrten von Österreich nach Zentralafrika durchführen. Die Übergabe am Zielort war jedes Mal ein Fest voll Freude und Dankbarkeit. Denn ein MIVA-Auto ist eine Hilfe für alle.

Worauf es ankommt

Helmut Buchegger liebt das Land und seine Menschen. Die schlechten Nachrichten aus Zentralafrika tun ihm weh. War alles umsonst? Manche Entwicklungshelfer und Entwick-

lungshelferinnen, denen er manchmal begegnet, fragen ihn, ob verbaute Quellen, errichtete Häuser oder Kapellen noch stehen und verwendet werden? Funktioniert es noch? Dann erzählt er gern folgende Geschichte: In den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Mobaye kam ein gut gekleideter Herr mittleren Alters auf ihn zu und fragte: „Pater, kennst du mich noch?“ Zunächst musste Buchegger passen; erst langsam dämmerte es ihm. Der Mann, stellte sich heraus, arbeitete im Unterrichtsministerium. Vor 30 Jahren, als Student, hatte er den Missionar in Alindao aufgesucht. Buchegger war damals allein auf der Station und lud den jungen Gast ohne Umstände ein: „Setz dich her, trinken wir ein Bier.“ Sie tranken, sie redeten. „Ich habe ihm auch das Schachspielen gezeigt“. Von dieser Erfahrung ist Buchegger bis heute berührt: Dreißig Jahre später erinnert sich dieser Besucher an damals und spricht ihn darauf an. „Dass ich die Kirche restauriert habe, dass ich Häuser gebaut habe, das hat er nicht mehr gewusst. Aber dass ich ihn ernstgenommen habe, hat er nicht vergessen.“ ■

Mit dem Buch „Wenn der Fisch im Wasser weint...“, erschienen im Verlag der Bibliothek der Provinz (ISBN 978-3-99028-995-2), gibt Buchegger einen tiefgründigen Einblick in sein Leben, seine Begegnungen, Reisen und Abenteuer als Missionar.

Republik Zentralafrika: reiches armes Land

Auf 622.984 Quadratkilometer Fläche leben in der Republik Zentralafrika nur 4.83 Millionen Menschen, etwa acht pro Quadratkilometer. Zum Vergleich: In Österreich, das mit seinen vielen Gebirgslandschaften keineswegs zu den dichtest besiedelten Ländern der Welt gehört, zählt man schon 106 Einwohner pro Quadratkilometer. In den flachen Niederlanden leben durchschnittlich 413 Einwohnerinnen und Einwohner pro Quadratkilometer - mehr als 50 Mal so viele wie in Zentralafrika. Allerdings ist auch in Zentralafrika die Bevölkerungsdichte ungleich verteilt. Regenwaldgebiete und Trockensavanne sind kaum bewohnt; die großen Siedlungsgebiete finden sich entlang der Flüsse.

Fruchtbare Böden, armes Land

Was die Qualität der Anbauflächen betrifft, gibt es in Zentralafrika nichts zu klagen. „Der Boden ist fruchtbar“, sagt Ex-Missionar Helmut Buchegger, „alles wächst und gedeiht.“ Und zwar über das gesamte Jahr. Einen Winter im europäischen Sinn gibt es nicht. Aber nur ein winziger Teil des gesamten Areals kann landwirtschaftlich genutzt werden. Das liegt auch daran, dass es kaum Maschinen und Fahrzeuge gibt, um größere Mengen zu ernten und auf den (Welt-)Markt zu bringen. Andererseits: Verhungern muss man in Zentralafrika nicht. Etwas Essbares ist in der Regel immer zu finden. Von „wechselfeuchten“ bzw. „immerfeuch-

ten Tropen“ spricht die Klimatologie. Aber laut „Human Development Index“ (HDI), jenem Quotienten, der aus zahlreichen Parametern den Wohlstand eines Landes misst, liegt die Republik Zentralafrika hinter dem Tschad an vorletzter Stelle. Nur Niger hat noch schlechtere Werte. Die Lebenserwartung von kaum mehr als 53 Jahren ist die niedrigste der Welt.

Das Ende der Baumwolle

Eine Ursache könnte in einer verunglückten Agrarpolitik liegen. Der mit harter Hand regierende Kaiser Jean-Bédél-Bokassa setzte stark auf die Landwirtschaft und steigerte neben dem Kaffee-Export vor allem die Produktion von Baumwolle. Damit kam er den Wünschen der europäischen und amerikanischen Industrie entgegen. „Überall im Land“, erinnert sich Helmut Buchegger, „wurden Baumwollfabriken errichtet.“ Die Webereien allerdings standen im Norden. Daran





hat sich bis heute wenig geändert: Europa fragt in Afrika vor allem Rohstoffe nach. Mitte der Siebzigerjahre aber geriet die Baumwollproduktion ins Stocken. Die Straßen waren schlecht, die Transportwege gehen oft über 700, 800 Kilometer. Reifenpannen standen an der Tagesordnung; die Rentabilität war bald zu gering. Die Industrieländer sahen aber keinen Anlass, in bessere Transportsysteme zu investieren. Im Gegenteil. Helmut Buchegger war im Land und kann sich gut erinnern, wie die Baumwollproduktion von einem Jahr aufs andere praktisch zum Erliegen kam. In Ägypten hatte man eine Baumwollsorte mit längeren Fasern gezüchtet. Schlagartig verlor die Wolle aus Zentralafrika an Wert. Der Weltmarkt wendete sich ab.

Reichtum für wenige

Reich ist das Land außerdem an Bodenschätzen: Zentralafrika lockt mit Erdölvorkommen und Goldadern. Auch Diamanten werden abgebaut. Die sind zwar nicht die allerschönsten, finden aber als Industrie-Diamanten reißenden Absatz. Das Problem dabei: Wie zahlreiche Beispiele auch anderer Länder eindrucksvoll beweisen, bringen Bodenschätze häufig mehr Probleme mit sich als sie zu lösen helfen. Sie wecken die Begehrlichkeit unterschiedlicher Gruppen, behindern demokratische Entwicklungen, heizen Konflikte an und spülen Profit in die Taschen von Eliten, anstatt zum Beispiel Bildungs- und Gesundheitssysteme im Land verbessern zu helfen. Eine sinnvolle, für alle spürbare Investition der Gewinne würde stabile Verhältnisse und demokratischen Ausgleich voraussetzen.

Eine schwierige Geschichte

Der Kolonialismus, also jene Phase des Imperialismus, in der sich europäische Staaten berechtigt sahen, weite Gebiete in Afrika für sich zu beanspruchen, hat in Zentralafrika seine Spuren hinterlassen. Landessprache ist neben Sango immer noch Französisch, die Sprache der ehemaligen Kolonialherren. Ubangi-Schari hieß das nach zwei Flüssen benannte Gebiet, das die Franzosen 1910 in die Kolonie Französisch-Äquatorialafrika eingliederten. Im Verlauf des Ersten Weltkrieges, in dem afrikanische Soldaten für die Interessen „ihrer“ europäischen Kaiser und Könige, die sie kaum kannten, in den Kampf ziehen mussten, wurde ein Teil der deutschen Kolonie Kamerun erobert. Die heutige Republik Zentralafrika ist mit diesem erweiterten Ubangi-Schari weitgehend deckungsgleich. Wie auch viele andere afrikanische Länder erlangte die Republik 1960 die Unabhängigkeit. David Dacko wurde zum ersten Präsidenten des neuen Staates gewählt. Sechs Jahre später aber putschte Colonel Jean-Bédel Bokassa gegen ihn und verwandelte zehn Jahre später die Republik in eine Monarchie. Als Bokassa I. regierte der Autokrat das nunmehrige Kaiserreich Zentralafrika mit harter Hand. Auch vor Terror schreckte er nicht zurück. Zum Kaiser musste er sich freilich selbst krönen, Papst Paul VI. hatte dankend abgelehnt. Immerhin bezeichnete sich der Gewaltherrscher auch als 13. Apostel Jesu. Nach seinem Sturz wurde der fromme Herrscher wegen Mordes, Folter, Korruption und sogar Kannibalismus zum Tod verurteilt. Allerdings war er zu dieser Zeit im französischen Exil.

Zurück in Bangui, wurde er zwar ein weiteres Mal verurteilt, die Todesstrafe aber in lebenslange Zwangsarbeit umgewandelt. Nach einer Generalamnestie anlässlich der Rückkehr zur Demokratie unter Präsident André Kolingba 1993 kam Bokassa frei und starb mit 75 Jahren in Bangui eines natürlichen Todes.

Kampf um Macht, Gewalt und Umsturz, das ist der Republik bis heute erhalten geblieben. Helmut Buchegger erzählt, er habe in den fast 24 Jahren lediglich zwei Wahlen erlebt, aber drei gewaltsame Umstürze.

Die Religionen als Hoffnungsträger

Obwohl in der Auseinandersetzung zwischen Séléka und Anti-Balaka die religiöse Komponente zunächst wenig Gewicht hatte, droht dem Land - nach dem Vorbild des Sudan - eine Spaltung zwischen dem muslimischen Norden und dem christlichen Süden. Etwa 900.000 Menschen wurden durch die Unruhen seit März 2013 im Land vertrieben. Das könnte die Dynamik der Spaltung auf lange Sicht noch verstärken. Eine Offensive der Rebellen Ende des vergangenen Jahres führte zu neuerlichen Konfrontationen mit dem Militär, das sich behaupten konnte und Gebietsgewinne meldete. Der Friedensprozess von Khartoum, in dem sich die Regierung mit 13 verschiedenen Rebellengruppen geeinigt hatte, gilt seither als gescheitert.

Erfreulich ist in dieser Situation, dass die Oberhäupter der Religionen den Konflikt nicht nur nicht anheizen, sondern ihm jede Grundlage entziehen.

Man dürfe nicht nur auf militärische Siege setzen, sondern im Dialog das Feuer der Gewalt auslöschen, sagte Kardinal Dieudonné Nzapalainga in Reaktion auf die Siegesmeldung der regierungstreuen Truppen. Der frühere Imam Omar Kobine Layama, der im November 2020 verstarb, wie auch sein Nachfolger Abdoulaye Ouasselogue stießen ins selbe Horn: „Gewalt führt kurz-, mittel- und langfristig nur zu immer neuer Gewalt“, sagte er und forderte einen ernsthaften, alle Gruppen einschließenden Dialog, der nicht von politischen Kalkulationen in Mitleidenschaft gezogen werden dürfe.

Seit geraumer Zeit ist das derzeit noch in Wien angesiedelte Dialogzentrum „KAICIID“ in der Zentralafrikanischen Republik aktiv und engagiert sich mit den Religionsvertretern für Dialog und Frieden. Die religiösen Führer sind in der Regel überparteilich und können über Konfliktlinien hinweg Kontakt zur anderen Seite halten. Mit ihren Stellungnahmen entziehen sie der Gewalt im Land die moralische Grundlage. Frieden bedeutet nicht nur das Schweigen der Waffen; er braucht Strategie und mutiges Handeln. Etwa wenn es um Versöhnungsbemühungen geht, um die Etablierung einer Übergangsgerechtigkeit oder um die Reintegration bewaffneter Kämpfer in die Gesellschaft: Die Religionen werden gebraucht und können einen wertvollen Beitrag leisten.

Ob es Zentralafrika in naher Zukunft schaffen könnte, aus dem Schatten der Gewalt zu treten? Die Hoffnung stirbt zuletzt. ■



2020/21: Etwas andere Jahre

Eine Pandemie ist wie das Wetter: Jede und jeder macht damit seine Erfahrungen. Darum können auch alle mitreden, wenn Maske, Lockdown und Baby-Elefant zum Thema werden. Jeder und jede, ob alt oder jung, reich oder arm, Stubenhocker oder Partylöwe, musste sich mit den ungewohnten Gegebenheiten arrangieren. Für MIVA und BBM brachten die Pandemiejahre 2020/21 gleich mehrere Herausforderungen mit sich.

Begegnung im virtuellen Raum

So traf es uns völlig unvorbereitet, als es plötzlich hieß, wir sollten unsere Arbeit samt und sonders ins Homeoffice verlegen. Wie viele andere mussten wir unsere Wohnungen erst einmal auf Bürotauglichkeit prüfen. Als MIVA- und BBM-Team stießen wir augenblicklich auf eine Hürde der praktischen Art. Wir sind zwar daran gewöhnt, von Stadtpaura aus mit unseren Projektpartnerinnen und -partnern in aller Welt per

E-Mail Kontakt zu halten. Hausintern war diese Kommunikationsform jedoch zu Beginn der Pandemie stark eingeschränkt: Nur die wenigsten von uns verfügten über Laptops. Zum Glück bekamen wir kurzfristig noch genügend Geräte. Binnen weniger Stunden gelang es unserem versierten EDV-Verantwortlichen uns allen den Zugriff auf unsere Programme und Dateien von zu Hause aus zu ermöglichen.

Wie eine Vielzahl von Teams und Arbeitsgruppen in anderen Unternehmen entdeckten auch wir, wie wichtig der persönliche Austausch ist – und zwar genau dann, als er im Lockdown nicht mehr problemlos möglich war. Natürlich wichen wir auf die zeitgemäßen Hilfsmittel (Videotelefonie, Videokonferenzen) aus und begannen bald, einander auf diese Weise regelmäßig zu sehen. Das war eine wichtige Überbrückungsmaßnahme, kann aber ein reales Zusammentreffen in der realen Welt nicht ersetzen. Mittlerweile erscheinen wir zu unseren Besprechungen wieder persönlich – selbstverständlich mit Abstand.

Spendensammlungen in der Pandemie

Für alles, was die MIVA tut, ist sie auf Spenden angewiesen. Der erste Lockdown fiel in die Phase der Vorbereitungen für die FahrradAktion im Mai. Wie



Gerade vor Vorstandssitzungen - wo über MIVA-Projekte in aller Welt entschieden wird - ist ein persönlicher Kontakt sehr wichtig.

sollten wir darauf reagieren? Für die ChristophorusAktion stellten sich ähnliche Fragen: Wer hätte gewagt vorherzusagen, wie die Lage im Juli sein würde? Die Entscheidung konnten wir nicht auf die leichte Schulter nehmen: Ohne Spenden keine Projekte; eine Spendenorganisation ohne Spenden verliert ihre Existenzberechtigung und ihren Unternehmenszweck. Wir beschlossen nach reiflicher Überlegung, die FahrradAktion vom Mai in den September zu verlegen und die ChristophorusAktion zum gewohnten Termin im Juli zu starten. Beide Aktionen verliefen zu unserer großen Freude äußerst erfolgreich. Es hat uns tief berührt zu sehen, wie viele Menschen trotz eigener Ängste und Sorgen bereit waren, auch in schwierigen Zeiten die Anliegen der MIVA zu unterstützen. Viele Pfarren legten sich ins Zeug und sammelten für die ChristophorusAktion, als gäbe es keine Pandemie.

MIVA, BBM und Reisestopp

Als international operierende Organisation hat es uns in besonderer Weise getroffen, dass durch die Covid-Krise praktisch keine Reisen mehr möglich waren. Unsere Projektreisen, die sehr wichtig sind, um Kontakte aufrecht zu erhalten und aus eigener Erfahrung zu sehen, was nützt, mussten abgesagt werden. Bischöfe, Missionare und Schwestern konnten nicht mehr nach Österreich kommen. Normalerweise empfangen wir häufig Besuch von Bischöfen, Missionaren und Schwestern der Weltkirche. Das war im Lockdown



selbstverständlich auch unmöglich. Damit fiel ein weiteres wichtiges Instrument unserer Arbeit aus. Der persönliche Kontakt, das Gespräch über die Projekte, aber auch über die Herausforderungen im jeweiligen Einsatzland sind für uns von großer Bedeutung. So sehen und spüren wir, wofür wir uns einsetzen. Besonders problematisch war der Reisestopp für unser BBM-Team. Die Projektpartnerinnen und -partner hatten fix mit der Ankunft unserer Techniker gerechnet. Sie mussten nun gewissermaßen auf eigene Faust die technische Ausrüstung (Voltaikanlagen, Wasseraufbereitungssysteme etc.) aus den Containern laden und montieren. Schwer zu sagen, welcher Seite das mehr Kopfzerbrechen bereitet hat. Die technischen Teams vor Ort vermissten die Instrukturen aus Österreich; die wiederum waren in großer Sorge um die Geräte und die Menschen, die sie installieren und bedienen sollten. Wieder war es der technische Fortschritt, der mithilfe, die schwere Zeit halbwegs zu überbrücken. Der BBM produzierte in Österreich kleine Videofilme, Gebrauchsanleitungen im Videoformat gewissermaßen, und übermittelte sie in die Einsatzländer. Die größten Probleme konnten so gelöst werden, aber auch hier gilt: Es gibt keine wirkliche Alternative zur Präsenz eines Menschen, der sein Know-how umsichtig und geduldig weitergibt.

Projekt-Besuche waren zum Glück im Sommer 2021 wieder möglich - wie durch Comboni Missionar P. Juan aus Peru, welcher gemeinsam mit Sr. Karina (rechts), im ChristophorusHaus zu Gast war.

Stille Zeit

Das ChristophorusHaus erlebte in den vergangenen zwei Jahren also eine stille Zeit. Neben den Besucherinnen und Besuchern aus den Missionen und Kirchen des globalen Südens fehlten auch die Pfarr- und Schulgruppen, die regelmäßig ins Haus kommen. Auch der Weltladen musste vorübergehend geschlossen werden; ein Zustelldienst hielt den Kontakt zu Kundinnen und Kunden aufrecht.

Die internationale Sicht der Dinge

Im Rückblick gesehen brachten die Pandemiejahre große Herausforderungen mit sich. Aber dank des großen Einsatzes aller im Team fanden wir bald Wege, sie zu meistern. Und genau genommen sind unsere Unannehmlichkeiten nicht der Rede wert im Vergleich zu den Problemen, denen sich viele unserer Partnerländer gegenübersehen. Weil der Flugverkehr in den Süden praktisch zum Erliegen kam, waren Medikamente bald Mangelware. Auch AIDS-Präparate, die man unbedingt täglich einnehmen muss, fehlten. Die Weltgesund-

heitsorganisation WHO richtete eine Flugbrücke ein, um einen völligen Zusammenbruch der Gesundheitsversorgung zu vermeiden. Durch den Lockdown rissen Versorgungsketten; die Wirtschaft in vielen Entwicklungsländern nahm schweren Schaden. Die Zahl hungernder Menschen ist, nach einer längeren erfreulichen Entwicklung, wieder im Steigen. Während in Europa immer noch starke Sozialsysteme und Budgets die gravierendsten sozialen Folgen der Pandemie ausgleichen konnten und sich die Wirtschaft in vielen Sparten rasch erholte, sind Millionen Menschen in dieser Pandemie ohne Hilfe geblieben. Dazu kommen bewaffnete Auseinandersetzungen, die auch das Virus nicht beenden konnte. Und Naturphänomene, die in Pandemiezeiten doppelt bedrohlich wirken. Oder wie hätten wir hier in Österreich reagiert, hätten - wie in weiten Teilen Ostafrikas - während des Lockdowns zusätzlich gigantische Heuschreckenschwärme unsere Felder kahlgefressen? ■



MIVA-Ambulanzfahrzeuge, wie hier in Indien - neben Brasilien eines der beiden Schwerpunktländer der MIVA-ChristophorusAktion 2021 - stehen in der Pandemie im Fokus.

Herausforderung Mobilität

Anderes Land, herausfordernde Straßenverhältnisse

16 Tage lang war Manfred Pichler vom Beschaffungsbetrieb der MIVA (BBM) im Auftrag zweier ProjektpartnerInnen für eine Biogas-Machbarkeitsstudie und die Evaluierung eines Wasserkraftwerkes im September 2021 in der Demokratischen Republik Kongo unterwegs. Ganze 13 Tage war er für die Strecke von knapp 2000 Kilometern hin und retour am Weg. Ein paar Mal stieg er dabei sogar auf das Motorrad um, weil im dicht verwachsenen Busch bzw. den mit Treibsand gefüllten „Straßen“ ein Fortkommen mit dem Landcruiser kaum möglich war. Dennoch ist ein MIVA-Auto in diesen Teilen unserer Erde unabdingbar. Für den MIVA-Brief nimmt er uns dabei mit auf einige Highlights seiner Reise und die vielfältigen Herausforderungen der Mobilität in einem anderen Land.



1 4 Uhr - Start in der Salvatorianer Missionsstation in Lubumbashi.



2 Sandig-rote Straßen, welche bei uns in Österreich einem Güterweg gleichkommen, säumen uns den Weg.



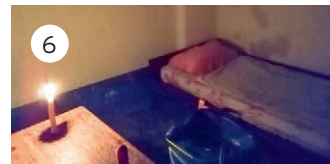
3 Doch bereits nach wenigen Stunden Fahrzeit ereilte uns eine Reifenpanne.



4 Der Rat der Priester hat sich ausgezahlt: Zum Glück haben wir einen Mechaniker mit an Bord. Nach kurzer Zeit setzen wir unsere Reise fort.



5 Schlaglöcher, blockierte Straßen und vor allem Treibsand erschweren zudem das Vorankommen.



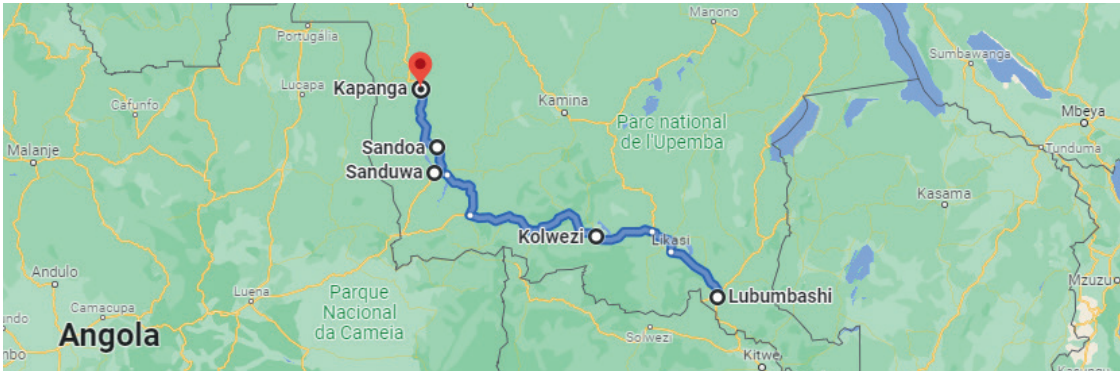
6 Endlich: Kurz nach Mitternacht erreichen wir unser Tagesziel, die Missionsstation in Sanduwa.



7 Ein MIVA-Fahrzeug leistet hier seit einigen Jahren wertvolle Dienste für die Salvatorianer.



8 Im Zick-Zack Kurs & Schrittempo geht es weiter. Zum Glück ist gerade keine Regenzeit, denn dann ist die „Straße“ meist über Tage und Wochen unpassierbar.



9 Die Stimmung an Bord ist hervorragend.



10 Gegen späten Nachmittag haben wir unsere Missionsstation in Randu erreicht, die auch eine Rinderzucht betreibt.



11 Eifrig wird bereits an der Biogas-Versuchsanlage auf der Basis von Rinderdung gebaut. Vom BBM dürfen wir dazu eine Machbarkeitsstudie erstellen.



12 Neuer Tag, neues Glück: Immer wieder schön einen BBM- oder MIVA-Schriftzug zu sehen.



13 Heute besichtige ich das nahegelegene, kleine Wasserkraftwerk. Es dient fernab jeglicher Zivilisation oder Handyempfang als einzige Stromquelle für Licht.



14 Kurzer Zwischenstopp am Rückweg bei einem Teil der Rinderherde.



15 Der erste Biogas-Versuch läuft und macht sich bezahlt.



16 Perfekt zum Sonnenuntergang sind die ersten Herdplatten mit Biogas betrieben in Betrieb.



17 Mit dem Motorrad geht es heute durch unwegsames Gelände.



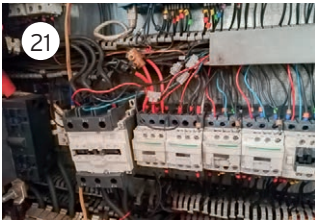
18 Ein Fahrrad - ein wahres Multitalent - vollbeladen mit Trinkwasser.



19 150 Kilometer und sechs Stunden später habe ich mein Ziel erreicht: das Wasserkraftwerk in Kapanga.



20 Im Generator-Raum summen die Turbinen.



21 Zwar kein europäischer Standard, aber es funktioniert.



22 Das Abendessen mit einem leckeren Pilzragout ist gesichert. Gut, dass die Missionsstation gleich in der Nähe ist.



23 Sonnenaufgang: Momente, die sich trotz der Herausforderungen in einem anderen Land, immer wieder lohnen.



24 Neben einer Schule betreiben die Salvatorianer auf dem Gelände auch ein Ausbildungszentrum für junge Erwachsene.



25 Nach kurzer Führung und einem Austausch über die technischen Herausforderungen eines Wasserkraftwerkes, geht es für mich zurück nach Sanduwa.



26 5 Uhr - Früh beginnt wieder mein Tag.



27 Nach ein paar Stunden Fahrt geht am Nachmittag nichts mehr. Trotz des handwerklichen Geschicks unseres Mechanikers hilft nur noch Abschleppen.



28 Die ganze Nacht arbeitet unser Mechaniker durch, um die defekte Kupplungsscheibe zu wechseln.



29 Mit Erfolg. Vollgepackt können wir endlich unseren knapp 1000 Kilometer langen Rückweg nach Lubumbashi fortsetzen. Aber das ist eine andere Geschichte ...

Veränderungen im MIVA-Führungsteam

Nach vielen stabilen Jahren, verkünden wir mit Wehmut, aber auch mit Freude Veränderungen im ehrenamtlichen Führungsteam. Mag. Emil Lauß (Diözese Linz, ehem. Stv. Vorstandsdirektor Hypo Bank Linz) und Edi Eisenmann (Erzdiözese Salzburg, Jungschar) entschlossen sich, nach mehreren Jahrzehnten ihr Amt im Vorstand & Wirtschaftsrat, zurückzulegen. Edi Eisenmann war insgesamt 44 Jahre ehrenamtlich für die MIVA tätig. Als Vertreter der Erzdiözese Salzburg im Kuratorium, trat er im Jahr 1976 sein erstes MIVA-Amt an. Im Jahr 1995 wechselte er in den Vorstand. Mag. Emil Lauß war 15 Jahre als Vorstandsmitglied tätig. Nun wechselt er, nach offizieller Ernennung durch den Linzer Diözesanbischof Dr. Manfred Scheuer, als Vertreter der Diözese Linz in das Kuratorium. Als NachfolgerInnen im Vorstand und Wirtschaftsrat haben sich Angelika

Hechl (Erzdiözese Salzburg, Jungschar) und Prokurist Robert Reif (Sparkasse OÖ) bereit erklärt zu kandidieren. Beide wurden auf Vorschlag des Kuratoriums von der Österreichischen Bischofskonferenz als neue Mitglieder bestätigt.

Auch im Kuratorium mussten MIVA & BBM von einem langjährigen Mitglied Abschied nehmen. Josef Kolmhofer (Vertreter der Diözese Linz) kennt die MIVA und ihren Beschaffungsbetrieb wie seine Westentasche. Nach 19 Jahren Tätigkeit im Vorstand wechselte er im Jahr 2005 ins Kuratorium. Nun, nach insgesamt 34 Jahren ehrenamtlicher MIVA-Tätigkeit, tritt er seinen wohlverdienten Ruhestand an. Wir danken Edi Eisenmann und Josef Kolmhofer für die jahrzehntelange Treue und ihren unermüdlichen Einsatz zum Wohle von MIVA & BBM und ihrer weltweiten ProjektpartnerInnen! ■



Mag. Emil Lauß



Edi Eisenmann



Angelika Hechl



Prokurist Robert Reif



Josef Kolmhofer



Erfüllen Sie einen MIVA-Herzenswunsch

Der Zugang zur Mobilität ist, anders als bei uns in Österreich, in vielen Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas noch immer ein großes Problem. Zwei einzige Pedale können in diesen Regionen aber die Welt verändern und leisten Großartiges. Ein Fahrrad kann im Notfall ein Menschenleben retten, es ermöglicht den Zugang zu Bildung und schenkt den Menschen neue Hoffnung und Lebensmut. Aber auch ein wendiges Maultier sichert beispielsweise einer Familie in Haiti die Lebensgrundlage, um die Ernte auf den Markt zu transportieren. Ein Dreirad hingegen schenkt körperlich beeinträchtigten Menschen wieder neue Hoffnung und Lebensmut in ihrem beschwerlichen Leben.

MIVA-Fahrzeuge sind Transportmittel der Menschlichkeit und der Frohen Botschaft, Vehikel der Solidarität.

Ein MIVA-Fahrrad kostet rund 100 Euro. Ein MIVA-Dreirad oder Maultier

rund 350 bis 400 Euro. Aber wie wertvoll sind die Transportmittel, wenn sie Bildung ermöglichen, Menschenleben retten und Hoffnung schenken?

Überraschen Sie Ihre Liebsten oder machen Sie sich selbst eine Freude

Mit einem MIVA-Herzenswunsch können Sie sich selbst, oder ihren Liebsten, eine ganz besondere Freude bereiten. Jetzt ganz einfach per Mausclick in Form einer personalisierten Geschenkkurkunde. Sie können dabei aus verschiedenen Vorlagen auswählen, personalisieren und im Anschluss ausdrucken und weiterverschenken oder, da mit der aktuellen Corona-Pandemie noch immer Distanz zueinander geboten ist, kontaktlos per E-Mail versenden. Nähere Infos auf:

www.miva.at/herzenswunsch



MIVA-Pedale, die die Welt verändern. Ein Fahrrad ist nicht teuer. Aber wie wertvoll ist es, wenn es Bildung ermöglicht? Es ein Leben rettet? Es dem Menschen Hoffnung für ein besseres Leben schenkt? Herzlicher Glückwunsch sowie viel Freude mit Ihrem ganz besonderen MIVA-Herzenswunsch!



Welten im Dialog - Das ChristophorusHaus



Es bringt Gäste ins Gespräch, sucht Wege aus der Armut und schlägt solidarische Brücken - das ChristophorusHaus in Stadl-Paura. Und es ist Treffpunkt für Führungen und Exkursionen. Insgesamt mehr als 62.000 BesucherInnen wurden seit der Eröffnung im Jahr 2003 gezählt. Gerne nehmen wir uns für Sie Zeit, ob als interessierte Pfarr-, Schul- oder sonstige Gruppe ab 10 Personen, und geben Ihnen einen Einblick in die Arbeit der MIVA - im Einsatz für die Mobilität der ärmsten Menschen unserer Erde.



Individuelles Pfarr-Projekt & Pfarausflug

Ein aktives Pfarrleben lebt von gemeinsamen Veranstaltungen und Unternehmungen. Vorträge, Ausstellungen, Floh- und Adventmärkte sowie Konzerte etc. bereichern zudem die Gemeinschaft. Ein Teil des Erlöses aus Eintritt, Spenden oder Verkauf kann beispielsweise einem auf Ihre Pfarre individuell abgestimmten MIVA-Projekt gewidmet werden. Ob Dreiräder für gehbehinderte Menschen, Fahrräder für Katechisten, ein Maultier bis hin zu einem MIVA-Auto - die Möglichkeiten sind sehr vielfältig. Natürlich

heißen wir Sie als Pfarrgruppe auch bei uns im ChristophorusHaus gerne sehr herzlich willkommen und stellen Ihnen die MIVA näher vor!

Fairtrade und „Mobilität bei uns & in Ländern des Südens“

Sie möchten sich sozial engagieren und die Erfahrung machen, dass durch das eigene Tun diese „eine Welt“ ein Stück gerechter und besser gemacht werden kann? Dann sind Sie bei uns genau richtig! Gerne heißen wir Sie bei uns im Haus willkommen und geben Ihnen in einem abgestimmten Vortrag einen Einblick in die „Mobilität bei uns & in Ländern des Südens“. Oder möchten Sie lieber mehr über fair gehandelte Produkte und das FairTrade-Gütesiegel erfahren? Auch hier haben wir mit dem im ChristophorusHaus integrierten Weltladen, der auch außerhalb von Führungen jederzeit zu einem Besuch einlädt, die ideale Lösung!

Ihr Kontakt für einen Besuch im ChristophorusHaus

Welches Vorhaben auch immer Sie planen: Nehmen Sie Kontakt mit uns auf, wir unterstützen Sie gerne. Sämtliche Besuche im ChristophorusHaus finden unter Einhaltung der jeweils gültigen Corona-Bestimmungen statt. ■

Bernhard Bruckbauer
07245 28945 44
b.bruckbauer@miva.at

Schluss-Strich

„Unten“ sagen manche, wenn sie von Ländern des Südens sprechen. Bei den Sizilianern ist unten, bei den Marokkanern ist unten - und im sogenannten „Schwarzafrika“ sowieso. Nur: Dass der Norden oben ist und der Süden unten, liegt einzig und allein an der in Europa gängigen Darstellungsweise. Wer schon einmal eine dieser subversiven Weltkarten oder Globen gesehen hat, auf denen Argentinien und der Kongo „oben“, Österreich und Kanada aber ziemlich weit „unten“ zu liegen kommen, weiß, wovon die Rede ist.

In der Demokratischen Republik Kongo „unten“ hat das mit der Impfung lange gut geklappt. Aber zuletzt hat das Impffahrzeug stark an Tempo verloren, und auf den letzten Metern droht es sich festzufahren. Die WHO war mit der Hoffnung angetreten, das gefährliche Virus in absehbarer Zeit auszurotten zu können, aber das steht jetzt wieder in den Sternen. In der ganzen Region war höchst effizient geimpft worden, aber dann gab es - vor allem im Nordkongo - wachsende Schwierigkeiten. Die Reisen der Impfteams in die entlegenen Ortschaften sind weit und beschwerlich, aber noch schlimmer wirkt ein Gerücht, das sich hartnäckig hält: Der Impfstoff, raunt man sich zu, mache Frauen unfruchtbar. Stimmt nicht, sagen Expertinnen und Experten, die Vakzine sei sicher und milliardenfach erprobt. Aber diese Botschaft ist schwer an Frau und Mann zu bringen.

Dazu kommt, dass eine Infektion in der Regel harmlos verläuft. Nur ein Zehntel der Infizierten entwickelt Symptome; schwere Verläufe sind in weniger als einem Prozent zu sehen. Zuletzt sind - selten, aber doch - beunruhigende Fälle von Infektionen durch abgetötete Impfviren aufgetreten - nicht bei den Geimpften, sondern bei Nichtgeimpften. Das wäre undenkbar, wären alle Kinder immunisiert. Aber die Mauer, die gegen das heimtückische Virus errichtet wurde, bröckelt. Was einst bei den Pocken gelungen ist, dürfte bei Polio scheitern: eine Welt ohne Kinderlähmung dürfte es so schnell nicht geben.

Die Angst vor der Unfruchtbarkeit ist unbegründet, möglicherweise auftretende Impfreaktion sind im Unterschied zur Krankheit, die das ganze Leben überschatten kann, mild und beherrschbar. Aber wie sagt man das - „unten“ im Kongo und „oben“ bei uns - denen, die alles besser wissen? ■



Mobilität ist teilbar.



Ihre
Spende
wird mobil.

Spendenkonto:

IBAN AT07 2032 0321 0060 0000

BIC ASPKAT2LXXX



www.miva.at

Spenden an die MIVA Austria
sind steuerlich absetzbar.



MIVA Austria

Miva-Gasse 3, 4651 Stadl-Paura

T +43 7245 28945

F +43 7245 28945-50

E office@miva.at